

Montana

ONE SHOT FOR SLOAN

Western



Montana

ONE SHOT FOR SLOAN

Eine Kugel für Sloan

Eine Westernstory

www.geisterspiegel.de

Cover © 2015 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Die Abenddämmerung senkte sich über Chadron und tauchte den Himmel in eine metallfarbene Front, hinter der das letzte flammende Rotgelb der Sonne verschwand. Nach tagelangem Reiten unter der heißen Sonne Texas' hoffte Sloan auf ein wenig Abkühlung in der Nacht. Er spürte die Blicke, die sich in seinen Rücken bohrten. Er war genauso staubbedeckt wie sein hochbeiniger Brauner, der müde im Schritt ging, den Kopf gesenkt. Sloan tätschelte den Hals des Pferdes. Er ritt die Mainstreet entlang, genau auf die Mensentraube zu, die mitten auf der Straße stand und sich um einen Verletzten versammelte. Ihm hatte wahrscheinlich der Schuss gegolten, den Sloan vor wenigen Augenblicken gehört hatte.

»Tut mir leid.« Der Mann klappte seine Arzttasche zu und erhob sich.

Der Verletzte mit dem Stern an der Weste verzog schmerzvoll sein Gesicht. Das Dämmerlicht war hell genug, um ihn zu erkennen. Für Sloan war er kein Unbekannter. Er ignorierte die neugierigen Blicke der Männer, stieg vom Pferd und ging neben ihm in die Hocke.

»Sloan Harding«, flüsterte der Verletzte. Der Blutfleck auf seinem Hemd vergrößerte sich. »Um mich alten Hund ist es nicht schade. Suchst du Arbeit?« Rip Coleman röchelte.

»Leute«, krächzte er, »ihr könnt keinen besseren Sheriff als Sloan Harding kriegen. Heftet ihm den Stern an die Brust.« Mit jedem Wort wurde seine Stimme schwächer. Er nestelte an seinem Abzeichen und hielt es Sloan hin. »Los, steck ihn an.«

Sloan hatte keineswegs vorgehabt, eine Sheriffstelle anzunehmen, aber den letzten Wunsch eines Sterbenden sollte man erfüllen. Vor allem wenn es galt, eine alte Schuld zu

begleichen. Er nahm ihm den blutigen Stern aus der Hand und steckte ihn an sein Hemd.

»Leute, Sloan Harding ist euer neuer Sheriff.« Colemans Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. »Hüte dich vor ...« Der Tod holte ihn, bevor er den Satz vollendete.

Sloan würde nicht mehr erfahren, vor wem er sich in acht nehmen sollte.

»Kennt ihn einer von euch?«, fragte jemand flüsternd.

»Nein, aber Rip hat ihn gekannt. Von uns will den Stern sowieso niemand. Wir haben Familie.«

Die Männer starrten ihn misstrauisch an. Sloan war das gewohnt. Er strich dem Toten über das Gesicht und schloss seine gebrochenen Augen. »Die Beerdigung ist morgen Mittag. Ihr wisst ja, was zu tun ist.« Mit diesen Worten ließ er die Männer stehen, nahm die Zügel seines Pferdes und ging.

»N'Abend«, grüßte der Alte im Mietstall und heftete seinen Blick auf den Stern. Der Junge, der auf einer Futterkiste hockte und dessen erster Bartflaum noch auf sich warten ließ, erhob sich geschwind und wollte Sloans Pferd versorgen. Sloan winkte dankend ab und grinste über die zur Schau gestellte Gelassenheit des Alten, der auf einem Strohalm kaute. Sein Pferd versorgte er gerne selbst.

»Gab es 'ne Schießerei?«, fragte der Stallmann.

»Schießerei? Ich hörte nur einen Schuss.«

»Das meinte ich damit. Haben Sie geschossen?«

»Nein. Das geschah, bevor ich in die Stadt ritt.«

»Suchen Sie jemanden?«

»Nein.«

»Sie sind auf der Durchreise.«

»Jetzt nicht mehr. Ich trage Rips Stern.«

»Was? Unser Sheriff ist tot?« Der Stallmann nahm den Strohalm aus dem Mund. Er schien ehrlich erschüttert.

Sloan nickte. »Gibt es eine Box für mein Pferd?«

»Sie haben Coleman gekannt?«

»Sie sind neugierig.«

»In meinem Alter darf man das.« Er schien nachzudenken und wechselte das Thema. »Das ist das hässlichste Pferd, das ich je gesehen hab. Und ich hab schon viele gesehen.«

Der kleine, grauhaarige Mann schob den Strohalm wieder in den Mund, hakte seine Daumen in die Hosenträger und betrachtete das Pferd.

»Mag sein. Ich hab ihn nicht wegen seiner Schönheit gekauft.« Sloan klopfte dem Braunen auf die Flanken. Der Wallach war keine Augenweide. Sein Fell besaß die Farbe des Rio Grande, einer schmutzig graubraunen Brühe nach tagelangem Regen. Er war hochbeinig und sehr schlank. Obwohl schlank für ein Pferd nicht der richtige Ausdruck war. Hager, sehnig, wie sein Besitzer und sehr ausdauernd.

»Von den freien Boxen können Sie sich eine aussuchen. Zahlt die Stadtkasse. Ich bin Goren Owens. Mein Neffe Vince geht mir zur Hand.« Er deutete auf den Jungen, den Sloan auf sechzehn schätzte. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Meine Augen sind nicht mehr die besten, aber ein gutes Pferd erkenne ich auf eine Entfernung von einer halben Meile, auch wenn es hässlich ist.«

Sloan schwieg, während er sein Pferd versorgte. Sein Instinkt sagte ihm, dass ihm sein neuer Job noch jede Menge Kummer bereiten würde. Rip Coleman hatte ihm einmal das Leben gerettet, als ein Hitzkopf ihn über den Haufen schießen wollte, in San Antonio vor einigen Jahren. Zufall, dass er ihm hier begegnete. Rip musste gute Gründe gehabt

haben, ihm den Stern zu geben. Vielleicht war der Stern bei seinem Vorhaben hilfreich. Das würde sich zeigen. Er warf sich die Satteltasche über die Schulter und suchte das Sheriffs Office.

Der große, dünne Mann blickte ihm entgegen. Ein Fünfkantig prangte auf seiner speckigen Weste.

»Josh Noseworthy, Hilfssheriff und Mädchen für alles«, stellte er sich vor. Bevor Sloan etwas erwidern konnte, sprach Josh bereits weiter. »Weiß Bescheid.«

Er war so hager, dass die Kleidung an ihm schlotterte.

»Ich bin Sloan. Als ich in die Stadt kam, lag Rip bereits am Boden. Was genau ist geschehen?«

»War am anderen Ende der Stadt. Hab niemanden gesehen.«

Josh war mundfaul, Sloan spürte, dass er ihm nicht vertraute. War ihm auch nicht zu verübeln. Sein Sheriff gerade eben erschossen und plötzlich ein Neuer da, den er nicht kannte. Steckbriefe zierte die Wand des kleinen Raums, Tisch und Stühle hatten schon bessere Tage gesehen. Die Pritschen in den beiden angrenzenden Zellen sahen nicht einladend aus, aber sie genügten seinen Anforderungen. Er hatte schon auf härterem Untergrund geschlafen. Morgen klärte er ab, ob die Stadt für ein Hotelzimmer aufkam. Josh machte keine Anstalten, noch irgendetwas zu sagen, Sloan hatte keine Lust zu fragen. Er musste herausfinden, auf welcher Seite der Hilfssheriff stand und ob er sich auf ihn verlassen konnte.

Am nächsten Tag schlenderte Sloan durch die Stadt, sprach mit den Einwohnern und machte sich mit den Gassen zwischen den Häusern und den Hinterhöfen vertraut. Chadron

war eine verhältnismäßig große Stadt, mit zwei großen und einigen kleinen Saloons, Arzt, Totengräber, Hotel, Restaurant, Bäckerei, zwei Gemischtwarenläden, Badehaus, Mietstall, Bordell, mehreren Handwerkern und einer Schule. Und natürlich einer Kirche.

Ein kleiner, gedrungener Mann mit Halbglatze trat auf ihn zu. »Mister Harding, Sheriff.« Er hielt ihm die Hand entgegen, die Sloan schüttelte. »Mitch Winston, ich bin der Mayor«, stellte er sich vor. »Ich war gestern bei dem tragischen Unglück nicht dabei. Man erzählte mir, Rip wollte Sie als Sheriff. Üblicherweise gibt es eine Wahl, aber wenn es sein Wunsch war, dann soll es so sein.«

Sloan nickte. »Der Sheriff hatte Feinde.«

»Welcher Sheriff hat keine Feinde?«, erwiderte Winston. »In dieser Sache kann ich Ihnen nicht helfen, aber wenn Sie andere Fragen haben, ich wohne dort drüben.« Er zeigte auf ein kleines Haus mit Veranda. »Ich komme später in Ihr Office. Haben Sie sich im Hotel einquartiert?«

Sloan verneinte.

»Die Stadt kommt für Unterkunft und Essen auf, doch erwarten Sie von den Bürgern keine Hilfe, wenn Ihnen die Kugeln um die Ohren fliegen. Hier spielt niemand den Helden.«

So viel Ehrlichkeit war Sloan nicht gewohnt.

»Falls Sie zum Friedhof wollen, begleite ich Sie, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Sloan nickte.

»Kannten Sie Rip von früher?«

Wieder nickte Sloan.

»Chadron ist eine pulsierende Stadt, in der es alles gibt, was man zum täglichen Leben benötigt. Die Stadt wird

noch weiter wachsen. Der Glensow River, der sich in der Nähe durchs Land schlängelt, versorgt das Land mit Wasser. Es ist guter Boden für Land- und Viehwirtschaft.«

Sloan hörte nur mit einem Ohr auf Winstons Erklärung. Er betrachtete die Leute, die zur Beerdigung erschienen. Rip Coleman schien beliebt gewesen zu sein, denn sehr viele gaben ihm das letzte Geleit. Der Pfarrer sprach ein paar berührende Worte und lobte den Verstorbenen für seine Taten. Nach der Rede zerstreuten sich die Trauergäste und der Totengräber schaufelte das Grab zu. Sehr bald würde die Erinnerung an einen tapferen Mann verblassen und nur noch ein verwittertes Holzkreuz an ihn erinnern. Auf vielen Kreuzen waren die Namen unleserlich. Nachdem sich der Mayor verabschiedet hatte, durchschritt Sloan die Grabreihen, bis er abrupt stehen blieb. Drei Gräber nebeneinander. War es eine Namensgleichung? Ein zu großer Zufall. Eines der Gräber war frisch. Er war zu spät gekommen. Lange starrte er auf die Namen, die im Holz gut lesbar waren. Einen der Namen kannte er nicht, doch zwei davon waren ihm sehr gut bekannt. Er war am Ende des Weges angelangt, ohne sein Ziel zu erreichen. Zu spät. Er zerbrach einen Fluch auf den Lippen.

Sloan bezog sein Zimmer im Hotel, besuchte die Geschäftsleute der Stadt, den Bankdirektor und die Saloons. Er wusste gerne, mit wem er es zu tun hatte. Im Silver Saloon, dem größeren, nahm er abends einen Drink. Um diese Zeit war es noch ruhig. Der Rummel würde erst später einsetzen.

»Der Whisky geht aufs Haus.«

Er nickte der Frau zu, die ihm eben das Angebot gemacht hatte. »Hast du hier das Sagen, Rachel?« Er war nicht über-

rascht, sie zu sehen, denn sie war ihm schon am Friedhof aufgefallen.

»Ned Garson ist der Besitzer.« Sie deutete auf den Mann hinter der Theke, der zu ihnen blickte.

»Gehörst du ihm?«

»Was geht es dich an, Sloan Harding?«

Es waren wohl die falschen Worte gewesen, um höflich zu sein. Rachel war noch genauso schön wie vor Jahren. Sie mochte Ende zwanzig sein, doch sehr viel älter, was ihre Lebenserfahrung anbelangte. Feine Fältchen um die Augen waren hinzugekommen. Das weizenblonde Haar trug sie an den Seiten hochgesteckt, ein Teil der Haarflut fiel weit über den Rücken. Ned Garson, der unverwandt zu ihnen sah, wusste, wie man Geschäfte machte. Rachel war ein Anziehungspunkt. Im Golden Nugget Saloon waren einige durchschnittliche Tanzmädchen eingestellt, die mit Rachel nicht konkurrieren konnten. Die anderen kleinen Spelunken waren für die zwei großen Saloons keine Konkurrenz. Sie nickte ihm zu und ging weiter. Mit jedem Gast wechselte sie einige unverbindliche Worte und lächelte ein geschäftsmäßiges Lächeln, das ihre Augen nicht erreichte. Plötzlich stürmte ein Mann herein, nach der Kleidung zu urteilen ein Farmer, sprach kurz mit Rachel und ging wieder hinaus. Rachel flüsterte mit Ned Garson und folgte dem Mann. Gleich darauf verließ auch Sloan den Saloon. Rachel stand bei einem Wagen und gestikulierte mit den Armen.

»Warum sind Sie nicht früher gekommen? Der Junge muss sofort zu einem Arzt. Los, holen Sie den Doc aus dem Bett, falls er schon schläft.«

Sie kletterte auf die Ladefläche und der Farmer fuhr an.

Was hatte Rachel mit dem Farmer zu schaffen? Im Grunde konnte es ihm egal sein. Sloan drehte seine Runden. Es war eine ruhige Nacht. Kaum ein Fenster war kurz nach Mitternacht noch beleuchtet, als Rachel aus dem Haus des Arztes trat und sich schluchzend an die Hauswand lehnte.

Sloan war auf dem Weg ins Hotel und blieb stehen.
»Kann ich dir helfen?«

»Er ist tot.« Ihre Stimme war so leise, dass er sie kaum verstand.

»Du weinst um ein fremdes Kind?« Er stellte die Frage, obwohl er ahnte, dass dem nicht so war.

Sie schüttelte den Kopf, sank zu Boden und weinte. Er zog sie hoch und umarmte sie. Das Mondlicht zeichnete Lichtschimmer in ihr tränennasses Gesicht.

Sie sah ihn an. »Er war erst drei.«

Zuerst sagte ihm die Zahl nichts, doch als sie ihn unverwandt anblickte, dämmerte es ihm. Konnte es wirklich sein? Trotz der Nachtkühle fuhr eine Hitzewelle durch seinen Körper.

»Little Sloan ist ... war dein Sohn.«

Er verlor seinen Sohn, von dessen Existenz er nichts geahnt hatte. Hatte ihn im Stich gelassen, wie er auch Rachel im Stich ließ. Damals, vor fast vier Jahren.

»Wusstest du es?« Er konnte der Frage nicht widerstehen.

»Meinst du, ob ich wusste, dass ich schwanger war, bevor du eines Tages weggeritten bist und nicht mehr wiederkamst? Nein. Und wenn? Es hätte keinen Unterschied gemacht. Du bist ein einsamer Wolf auf der Suche nach dir selbst.«

Er ersparte sich zu antworten, dass er dann geblieben wäre.

»Was hatte der Farmer mit Little Sloan zu schaffen?«

»Auf meinen Wegen traf ich Ned Garson und folgte ihm hierher. Doch ein Saloon ist kein Ort für ein Kind. Ein Farmerehepaar, dessen Sohn starb, nahm Little Sloan auf. Sie hatten keine Freude mit ihm, denn er war ein kränkliches Kind.« Sie maß ihn mit einem undefinierbaren Blick, drehte sie sich um und ging.

Ohne lange zu überlegen, klopfte Sloan an die Tür des Doktors. Ein einziges Mal wollte er seinen Sohn sehen. Auch wenn es für viele Dinge zu spät war.

Die Sonne stand tief im Westen, als die Reiter ihre Pferde auf dem schmalen Hügelrücken zügelten. Ihre Silhouetten hoben sich drohend gegen den blutroten Abendhimmel ab. Zwei von ihnen hatten ein Gewehr quer vor sich im Sattel liegen, die anderen die Hände um die Griffe ihrer Revolver gelegt. Aus kalten Augen starrten sie in das Tal zu der kleinen Farm aus hellen Adobelehmbauten herunter. Eine feine Rauchsäule stieg aus dem Kamin auf.

Ihr Besitzer, ein untersetzter, rothaariger Ire, stand am Hauklotz auf dem Hof und hackte Holz. Er blickte auf, als er hinter sich das Schnauben und Stampfen der Tiere vernahm. Im Licht der untergehenden Sonne sahen die Reiter aus wie reitende Teufel. Er schlug die Axt in den Klotz, griff mit der Rechten nach dem Gewehr, das daran lehnte, und rannte. In diesem Augenblick kam seine Frau Sarah aus dem Haus. Ängstlich blickte sie auf die Reiter, die in einer großen, rötlich schimmernden Staubwolke direkt auf sie zu preschten.

Angus fuchtelte mit dem Gewehr. »Geh ins Haus zurück!«, schrie er seiner Frau zu.

Das Trommeln der Pferdehufe dröhnte wie der Donner eines sich rasch nähernden Gewitters. Unvermittelt hatte er das Gefühl, als stampfe ein allumfassendes, todbringendes Etwas direkt auf ihn zu. Etwas, das ihn und seine Familie vernichten würde.

Sarah starrte ihren Mann fassungslos an.

Angus hetzte wie ein Kastenteufel über den Hof. »Ins Haus!«, rief er verzweifelt. Er wagte nicht, sich nach den Reitern umzusehen. Er hatte den hölzernen Vorbau seines Hauses fast erreicht, als die ersten Schüsse krachten. Mehrere Kugeln schlugen in den Rahmen der Eingangstür und rissen fingerlange Holzsplitter heraus. Er hechtete auf die Veranda, schrammte mit den Knien über den rauen Boden, rollte sich herum und gab einen Schuss ab, der hoch über den Reitern hinwegfegte. Donnernd rollten die Detonationen durch das kleine Tal. Einen Atemzug später streifte ihn etwas glühend Heißes am Arm. Angus schrie auf und ließ das Gewehr fallen. Es war, als ob seine ganze rechte Seite in Flammen stand. Er wälzte sich keuchend auf die Seite, sah das Blut, das sein Hemd von der Schulter bis zum Ellbogen durchtränkte, und richtete sich fluchend auf, als die Reiter heran waren. Sie hielten ihre Pferde nur wenige Schritte vor ihm an und bildeten einen Halbkreis. Die sechs Reiter waren hagere Männer mit harten Gesichtern und dunklen Augen, die so kalt und gefühllos waren wie die Mündungen ihrer Waffen. Ihre Kleidung war abgetragen und schäbig, von Schweiß durchtränkt und mit einer Staubschicht überzogen. Alles in allem wirkten sie eher wie Satteltramps als Cowboys. Das einzig Gepflegte an ihnen waren ihre

Waffen.

»Ihr verdammten Schweine«, knurrte Angus McCormick und presste seine Linke auf die Schusswunde. »Dafür bringe ich euch hinter Gitter.«

»Für einen armseligen Schollenbrecher reißt du dein Maul ziemlich weit auf«, entgegnete einer der Reiter. Er schien der Anführer zu sein. Er war groß und mager, mit pechschwarzem Haar und heimtückisch funkelnden dunklen Augen. Seine Nase war durch mehrere Brüche schief zusammengewachsen und beim Sprechen entblößte er ein lückenhaftes Gebiss mit gelblich verfärbten Zähnen. Er hielt eine schwere Winchester in den Händen, als wäre sie ein Spazierstock. Die kreisrunde Mündung zielte dabei genau auf McCormicks Bauch.

»Ich bin Frank Bannister, mein Boss schickt mich. Anscheinend hast du immer noch nicht kapiert, dass du hier unerwünscht bist. Also pack deine Sachen und verschwinde. Oder willst du, dass deiner Familie etwas zustößt?«

Angus zuckte zusammen und warf einen Blick zum Haus. Die Tür stand weit offen, aber es war niemand zu sehen. Sarah war bei den Kindern. Sie würde versuchen, die beiden Jungs zu beschützen, so gut es ging, doch gegen diese Bande hatte sie keine Chance.

»Das ist mein Land«, erwiderte Angus heiser. Die Wunde brannte und allmählich fühlte sich sein Arm taub an. Blut tropfte von seinem Ärmel und wurde von den ungehobelten Verandabrettern aufgesogen.

Bannister schüttelte den Kopf und lachte hässlich. »Das behauptest du, aber Mister Morgan ist anderer Meinung.«

»Verschwindet«, sagte der Farmer mit unverhohlener Wut.

Bannister zuckte bedauernd mit den Schultern. »Du hast es immer noch nicht kapiert.« Er lachte erneut, als er sich im Sattel umdrehte und den anderen zunickte. »Okay Jungs, gebt es ihm. Dieser verfluchte Schollenbrecher soll merken, dass wir in diesem Land das Kommando haben.«

Die Reiter hinter ihm sprangen johlend aus den Sätteln. McCormick reagierte, noch bevor die Männer begriffen, was passierte. Trotz seiner Verwundung ließ er die Fäuste fliegen. Fäuste, die gestählt waren durch die Arbeit auf der Farm, durch Pflügen, Mähen, Hämmern und Graben. Sein erster Schlag traf den vordersten Angreifer und schleuderte ihn zu Boden. Der nächste Schlag klatschte mitten in ein knochiges, von Pockennarben entstelltes Gesicht. Der Mann krümmte sich und taumelte zurück. Aber dann waren die anderen heran und schlugen auf ihn ein. Angus wehrte sich verzweifelt. Doch die Übermacht war zu groß. Sie schlugen ihn in den Leib und an den Kopf. Sie prügelten ihn zu Boden und traten mit ihren sporenbesetzten schweren Reitstiefeln nach ihm. Ins Gesicht und immer wieder an den Kopf. Als sie schließlich von ihm abließen, war der Farmer über und über mit Blut verschmiert und erinnerte kaum noch an ein menschliches Wesen.

Lachend schwangen sich die Männer in die Sättel. Bannister zügelte sein Pferd dicht vor McCormick und blickte auf den Leblosen.

»Mrs. McCormick«, rief er. »Morgen Mittag machen wir die Farm dem Erdboden gleich.«

Sloan sattelte sein Pferd. »Beobachten Sie alle Menschen so

genau?«, fragte er Owens, der an einem Balken lehnte, an einem Strohalm kaute und jede Bewegung Sloans verfolgte.

»Ich weiß von vornherein, wen das kalt lässt oder wer nervös wird. Die Nervösen haben was zu verbergen. Sie sind ruhig.«

»Ihrer Meinung nach hab ich nichts zu verbergen?«

»Doch.«

»So? Dann erzählen Sie mal, Väterchen.«

Der Stallmann deutete auf Sloans rechten Arm. »Ich gehe jede Wette ein, dass es nicht viele Männer mit dieser Tätowierung gibt.«

Sloan schielte auf sein hochgekrempeletes Hemd. Er war ein verdammter Idiot. Wie konnte ihm nur ein so dummer Fehler unterlaufen? »Eine Tätowierung besagt gar nichts.« Sloan zuckte mit den Schultern.

»Ich kann nur wenige Wörter schreiben, bin alt, doch nicht senil. Erkannte nicht alle Zeichen, vielleicht nur ein Zufall.« Owens zuckte ebenfalls mit der Schulter und drehte sich um.

»He, was meinen Sie mit Zufall?«

»Jetzt sind Sie neugierig.« Der Alte grünte und sah zu, wie Sloan die Hemdsärmel herunterstreifte.

Sloan kümmerte sich nicht weiter um ihn und zäumte sein Pferd auf.

»Es gibt noch jemanden, der die gleiche Tätowierung hat.«

»Sie sagten doch, sie hätten nicht alle Zeichen gesehen.«

»Hab ich auch nicht«, erwiderte Owens. »Haben Sie eine alte Verletzung am Bein?«

Sloan tätschelte dem Braunen den Hals. »Manchmal ist es

besser, nicht zu viele Fragen zu stellen und sich in keine fremden Angelegenheiten zu mischen.«

»Manchmal ist es gut, wenn man jemanden hat, der einem den Rücken frei hält. Gegen eine Kugel aus dem Hinterhalt ist der stärkste Mann machtlos.« Leiser sagte er: »Coleman wusste, dass der Mann, der dieselbe Tätowierung wie Sie trägt, keine Verletzung am Bein hat. Haben Sie Narben an einem Bein?«

Der Alte, dessen graues Haar noch so füllig war wie das eines jungen Mannes, wusste einiges. Sloans Gefühl sagte ihm, dass er ihm trauen konnte. Er wollte niemanden ins Vertrauen ziehen, doch vielleicht war es gut, einen Verbündeten in der Stadt zu haben, der die Einwohner kannte. Er führte sein Pferd aus der Box.

»Ich habe eine Narbe am Bein«, murmelte er, als er an Owens vorbei ging.

Er ritt aus der Stadt und wollte sich in seiner Eigenschaft als Sheriff mit dem umliegenden Land vertraut machen. Er gelangte zu einer Hochebene, hinter der die Chisos Mountains in den Himmel ragten. Unter der warmen Sonne von Texas lag das Chisos Plateau wie ein schlafender Riese. Eine Staubwolke zerfaserte in der klaren Morgenluft, als er sein Pferd auf der Hochfläche inmitten von Dornenbüschen und Wacholderbüschen zügelte. Er pfiff unwillkürlich durch die Zähne. Von hier aus bot sich ihm ein atemberaubender Anblick. Die schroffen Felshänge, die das Land von Norden und Osten einschlossen, waren übersät mit immergrünen Büschen, Wacholderbäumen und Kakteen. Die wellige Ebene im Westen war von Bodenfallen und Senken durchzogen und überall gab es Wildblumen, die in vielfäl-

tigen Farben blühten, und dichtstehendes Grama- und Büffelgras. Der von Westen her wehende Wind hielt die Vegetation ständig in Bewegung und schuf so die Illusion von Wellen, die sich in einem Ozean aus Gras und weiten Hügelketten bewegten. Das silberne Band, das in der Sonne glitzerte und sich wie eine Schlange durch das Tal schlängelte, musste der Glensow River sein. Nicht weit von hier, im Süden, bildete der Rio Grande die Grenze zu Mexiko. So wie die beiden Bussarde, die am Himmel ihre Kreise mit weit ausgebreiteten Schwingen zogen, so begannen auch Sloans Gedanken zu kreisen. Dutzende von Erinnerungen stürmten auf ihn ein, auch solche, die er bereits vergessen wähnte. Wieder einmal fragte er sich, ob sein Leben in anderen Bahnen verlaufen wäre, wenn er bei seinen Eltern aufgewachsen wäre. Ein Gefühl, das ihn beherrschte, seitdem ihn die Indianer geraubt hatten. Damals, als er gerade einmal acht Jahre alt gewesen war ...

Unzählige Menschen aus dem Osten, angelockt von den Versprechungen der Landverteilungsbeamten, überspülten einer Flutwelle gleich das wilde und, wie sie dachten, unbesiedelte Land. Die Aussicht auf fruchtbaren Boden und eine gute Zukunft ließ die Menschen ihre Furcht vor den unbekanntem Weiten des Westens überwinden und in Scharen über die Plains ziehen. Seine Eltern waren auch dabei. Wochenlang hatte sich ihr Wagentreck nach Westen gewälzt. Was ihm anfangs noch als großes Abenteuer erschien, entpuppte sich schon bald als täglicher Kampf um das nackte Überleben. Zerbrochene Wagenachsen, verendete Zugtiere und Grabhügel, unter denen Männer, Frauen und Kinder wieder zu Erde wurden, säumten ihren Weg. Der Westen ließ Sloan nicht viel Zeit, erwachsen zu werden.

Undeutlich erinnerte er sich an den Tag, als über den Hügeln am Horizont eine lange Reihe gefiederter Lanzen zu sehen war, die sich im Wind wie die Äste eines jungen Baumes hin und her wiegten. Kurz darauf tauchte ein Pulk berittener Krieger auf. Untersetzte, muskulös wirkende Männer mit langen, schwarzen Haaren und nacktem Oberkörper, die fürchterliches Geschrei ausstießen. Sie saßen auf den Rücken ihrer Pferde, als wären sie angewachsen. Comanchen.

Der Boden erzitterte unter den Hufen ihrer halbwilden Pferde, als sie im gestreckten Galopp heranritten. Scheußliche Bemalungen glänzten auf den breiten Gesichtern, Federschmuck flatterte im Wind, Skulptrophäen baumelten vom Zaumzeug der drahtigen Ponys ...

Sloan erinnerte sich nicht mehr direkt daran, doch er wusste, dass er damals noch Wochen danach Albträume hatte, in denen ihn die Schreie der Frauen und Kinder verfolgten.

Peitschen knallten, und während einige wie verrückt auf die Gespanne eindroschen, schossen die anderen auf die Indianer. Pulverdampf schwebte in stinkenden Schwaden über dem Treck, der inzwischen in einem Höllentempo über das Land donnerte. Auch wenn es unmöglich war, aus den schwankenden Wagen heraus gezielte Schüsse abzugeben, waren nach der ersten Salve doch vereinzelt reiterlose Pferde in den dichten Reihen der Angreifer zu erkennen. Dennoch holten die Comanchen auf. Pfeile zischten ins Innere der Wagen.

Sloan griff an die Narbe an der linken Schläfe.

Ein Pfeil hatte ihn gestreift. Daraufhin stürzte er aus dem Wagen und verlor das Bewusstsein.

Als er wieder zu sich kam, saß er auf einem Pony der Indianer,

eingehüllt in eine stinkende Wolke aus Staub, Pferd, Schweiß und ranzigem Fett. Sehr lange waren sie unterwegs, bis sie in ein Indianerdorf gelangten. Mehrere weiße Kinder und Frauen hatten die Comanchen geraubt. Die Gefangenen durften sich nicht miteinander unterhalten. Die erste Zeit war sehr hart gewesen, besonders für die Frauen. Die Behandlung oblag immer dem jeweiligen Besitzer. Mit den Jahren verblasste die Welt, in die er hineingeboren worden war, er vergaß seine Eltern, seine Sprache, seinen Namen und wurde zum Indianer. Er lernte, dass Indianer ebenso wie Weiße liebten und lachten, doch gnadenlos zu ihren Feinden waren.

Neun Jahre später, bei einem Überfall der Soldaten auf sein Lager, erkannte ein Soldat in dem blonden, blauäugigen Krieger einen Weißen. Wieder einmal wurde er gezwungen, sein gewohntes Leben aufzugeben.

Hufschlag riss ihn aus seinen Gedanken. Ein einzelner Reiter, der eine feine Staubwolke hinter sich herzog. Neugierig brachte Sloan sein Pferd an den Rand der Hochebene und beobachtete. Es war eine Frau auf einer Grullastute, die direkt auf die Quelle zuritt, die eingebettet zwischen den Büschen am Fuß des Plateaus lag. Sloan saß ab, schlang die Zügel um einen sonnenverbrannten Busch und schlich neugierig nach unten. Einen Steinwurf von der Quelle entfernt blieb er für einen Augenblick hinter dem Felsen stehen. Sie trug einen langen, dunklen, geteilten Reitrock, eine helle Leinenbluse und eine ärmellose Lederweste darüber. Ein breitkrepfiger Hut mit einem bunt bestickten Hutband bedeckte ihren Kopf.

Sie stieg neben der Quelle vom Pferd und band die Zügel um einen der Büsche. Mit einer anmutigen Bewegung

nahm sie ihren Hut ab und schüttelte ihre dunkle Haarpracht. Sloan wollte sich bemerkbar machen, als weiterer Hufschlag erklang.

Dieser Reiter schien es besonders eilig zu haben. Als er sein Pferd inmitten von einem Staubschleier wenige Schritte vor der Frau zügelte, legte sich Sloans Hand instinktiv auf den zerschrammten Griff seines Revolvers. Der Neuankömmling war ein großer, schwergewichtiger Bursche mit einem breitflächigen Gesicht und weizenblondem Haar.

»Es wird Zeit, dass wir reden«, sagte er auf eine grobe Art.

»Ich wüsste nicht über was.«

In der Stille des Morgens klangen die Stimmen deutlich bis zu Sloan.

Die Miene des Mannes verhärtete sich. Er glitt aus dem Sattel und baute sich breitbeinig vor ihr auf.

»Du verdammte Schlampe«, stieß er gepresst hervor. »Weißt genau, was ich meine.«

»Nein, das weiß ich nicht.« Ihre Stimme klang nicht mehr so fest wie zuvor.

Er ergriff sie am Arm und zog sie an seine Brust, packte ihre Handgelenke, drehte sie auf ihren Rücken und hielt sie mit einer Hand. Mit dem anderen Arm hielt er sie fest umschlungen.

»Lass mich los, du Mistkerl.«

Rücksichtslos presste er seinen Mund auf ihre Lippen. Ihre Versuche, ihn zu treten, waren aussichtslos. Sie besaß nicht viel Handlungsfreiraum.

Sloan sprang mit dem Revolver in der Hand aus seiner Deckung hervor.

»Lass sie los!«

Der Kerl reagierte schnell, stieß die Frau von sich und griff zum Revolver. Doch in Anbetracht der auf ihn gerichteten Waffe hielt er mitten in der Bewegung inne. Wie eine Raubtierklaue schwebte seine Hand nahe dem Halfter.

»Die Lady hat dir deutlich zu verstehen gegeben, was sie von deinem Annäherungsversuch hält«, knurrte Sloan.

»Scher dich zum Teufel.« Er blickte auf Sloans Stern. »Du bist nicht Coleman.«

»Sieht nicht danach aus«, antwortete Sloan. »Was soll das hier?«

»Familienangelegenheit, geht niemanden was an«, brummte der Blonde.

»Sloan Harding, Sheriff von Chadron.«

»Was ist mit Coleman?«

»Den haben wir begraben.« Sloan meinte, ein kurzes Aufleuchten in den Augen des anderen zu sehen, aber er konnte sich auch täuschen. »Alles in Ordnung, Miss?«, fragte er die Frau.

»Danke, Sheriff.«

Sloan zog die Augenbrauen hoch. Das hatte vorhin ganz anders ausgesehen.

»Mischen Sie sich nicht in Familienangelegenheiten«, zischte der Mann, saß auf und ritt ohne ein weiteres Wort weg.

»Sie haben sich einen Feind gemacht, Sheriff.«

Sloan zuckte mit den Schultern. »Und wie nennt sich mein neuer Feind?«

»Jed Morgan, der Erbe der Double W im Circle Ranch.«

Nun hatte er Gelegenheit, sie genau zu betrachten. Sie war zu schön, um alleine herumzureiten, war Sloans Gedanke. Ihr sonnengebräuntes, schmales Gesicht war fast ein

wenig zu kantig, doch ihm gefiel diese rassige Schönheit, wie er es nannte. Auffällig waren ihre dunklen Augen und ihr schwarzes Haar, das wie die Federn eines Raben in der Sonne glänzte und in sanften Wellen weit über die Schultern floss. Er suchte vergebens nach dem hochmütigen Blick, der vielen schönen Frauen eigen war.

»Darf ich Sie nach Hause begleiten?«

»Danke, das ist nicht nötig. Ich bin Victoria Morgan.« Sie setzte ihren Hut auf. »Nicht weit von hier beginnt das Ranchgelände.«

Er half ihr in den Sattel. Sie konnte nur die Ehefrau des Blondens sein. Für Sloan war es das Armutszeugnis eines Mannes, sich an einer Frau zu vergreifen. Im Normalfall taten das Männer, die sich gegen Ihresgleichen nicht wehren konnten, da sie schwach und feige waren.

Sie nickte ihm zu und ritt an.

Sloan setzte seinen Erkundungsritt fort. Bald kam er zu einem Holzbogen, der mit einem Büffelschädel geschmückt war und das Brandzeichen der W im Circle Ranch zeigte, ein W im Kreis. Weiter vorne schlängelte sich ein schmaler Bach durch die Landschaft, den Weiden und Sträucher säumten.

Als Sloan in die Stadt kam, stand eine Menschenmenge vor dem Sheriffs Office.

Die Frau, die wild gestikulierend auf Josh einredete, hatte ihre besten Jahre hinter sich. Das harte Leben der Siedlerfrauen forderte ihren Tribut. Die tägliche Mühsal auf ihren kleinen Farmen, um einigermaßen über die Runden zu kommen, Naturkatastrophen, die die Ernten vernichteten, und die vielen Kinder, die sie zur Welt brachten, machten

aus hübschen, gesunden Mädchen sehr früh abgerackerte Frauen mit harten Gesichtszügen. Die Frau war sicher noch keine dreißig, aber ihr Gesicht wirkte weit älter. Sie mochte einmal hübsch gewesen sein, jetzt war von ihrer Schönheit nicht mehr viel zu erkennen.

»Sheriff, ich verlange, dass Sie die Mörder meines Mannes bestrafen.« Sie zeigte auf den Toten, der neben dem Wagen auf dem Boden lag. Sein Gesicht sah aus, als wäre es unter Pferdehufe geraten.

»Was ist geschehen?«, fragte Sloan.

»Heziah Morgan hatte nie etwas dagegen, dass wir am Rande seiner Grenze siedeln, doch sein Sohn ist ein Scheusal. Seitdem der Rancher tot ist, hat uns sein Sohn bedroht und meinen Mann zusammenschlagen lassen. Gestern Abend kamen seine Cowboys wieder auf unsere Farm. Sie schossen auf ihn und prügeln ihn zu Tode.« Sie sah in die Runde. »Ich möchte die Mörder hängen sehen«, rief sie mit schriller Stimme. Manche der Umstehenden murmelten zustimmend. Ihre beiden Kinder verfolgten vom Wagen aus die Szene. Die beiden Jungen, der kleinere mochte ungefähr vier Jahre sein, der ältere zehn, warfen scheue Blicke auf ihren toten Vater.

»Madam, ich werde tun, was in meiner Macht steht, doch ich kann Ihnen jetzt schon sagen, dass die Chancen schlecht stehen. Sie werden sich mit gegenseitigen Zeugenaussagen schützen«, erklärte Sloan ruhig.

»Sie sind nicht besser als diese verdammten Mörder, ihr alle seid nicht besser.« Ihre Stimme überschlug sich fast.

Sloan verstand sie nur zu gut. Es war ein altes, bekanntes Spiel. Die kleinen Farmer, die den Ranchern lästig waren, wurden bedroht, verprügelt und vertrieben. Sie mussten

froh sein, wenn ihnen ihr Leben blieb. Die Macht des Stärkeren zählte.

Nachdem er den Totengräber verständigt hatte, ging er mit Josh in sein Office.

»Erzähl mal ein wenig über die Gegebenheiten hier im Land.«

Josh rieb sich mit Daumen und Zeigefinger das Kinn. »Den alten Morgan hat jeder gemocht. Schade um ihn.« Er rieb sich weiter, als wolle er seinen Dreitagebart auf diese Art entfernen.

»Ist das alles, was du zu erzählen hast?«

»Ungeduld ist der erste Schritt ins Grab«, antwortete Josh ungerührt.

»Solltest du ein Problem mit mir haben, so steht es dir frei, deinen Job hier aufzugeben«, erwiderte Sloan ebenso ungerührt.

Josh riss die Augen auf. Daumen und Zeigefinger blieben am Kinn, als seien sie festgewachsen. »Nein, nein«, murmelte er. »Ist schon an die zwanzig Jahre her, als Morgan hier ankam und sich niederließ. Seine Frau starb kurz nach der Ankunft. Er schuf sich ein Reich, ohne herrschsüchtig zu sein. Ließ auch die Kleinen neben sich leben. Sein Sprössling ist das Gegenteil. Er will das gesamte Gebiet für sich.«

Ausschweifend waren Joshs Erzählungen nicht. Das konnte ihm jeder Einwohner berichten. Aus dem Mann wurde er nicht ganz schlau. »Wie sieht's mit Gold aus?«

»Vereinzelt wird Gold gefunden, doch in den Chisos Mountains ist das Vorkommen nicht so hoch wie anderswo. Seit vor einigen Jahren Erz gefunden wurde, ist auch die Stadt gewachsen. Jeder hofft auf den großen Boom, der

sich bislang nicht eingestellt hat.«

Wirklich viel Neues erfuhr er von Josh nicht.

Er stieß fast mit dem Mayor zusammen, als er das Office verließ.

»Was werden Sie gegen Morgan unternehmen, Sheriff?«

»Ich werde mir anhören, was er zu sagen hat. Dann sehen wir weiter.«

»Die Witwe war bei mir und hat sich beschwert, dass gegen Verbrecher nichts unternommen wird. Reiten Sie zur Ranch?«

Winstons Frage fand Sloan überflüssig. »Wie starb Heziah Morgan?«, fragte er statt einer Antwort.

»Auf dem Heimweg zu seiner Ranch.«

»War er hier in der Stadt?«

Winston überlegte einen Augenblick. »Ja, warum fragen Sie?«

»Berufskrankheit. Sie wissen sicher, woran er starb.«

»An einer Kugel.« Winstons Antworten waren so mager wie die von Noseworthy.

»Wann kam sein Sohn hier an?«

Winstons Kinnlade fiel einen Deut nach unten. Die Frage irritierte ihn anscheinend. Er entfernte einen Fusel von seinem Jackenärmel, bevor er antwortete. »Kann mich nicht genau erinnern.«

Sloan wünschte ihm einen schönen Tag und verließ ihn. Er machte seine gewohnten Runden und hatte das Gefühl, als warte die Stadt auf irgendetwas. Auf das große Gewitter nach den vorangegangenen Ereignissen. Viele warteten auf die großen Gold- oder Erzfunde, die Menschenmassen anziehen und die Stadt erblühen lassen würde. Andere wollten einfach nur ein beschauliches Leben führen, denn

sie wussten, dass mit solchen Funden Verbrechen Einzug hielten.

Am darauffolgenden Tag ritt er zur Morgan Ranch. Heziah Morgan hatte sich den schönsten Flecken Erde in der Gegend gewählt, um sein Reich aufzubauen. Nahe den Chisos Mountains war das Land grün, hervorragend geeignet für Rinderzucht. Weiter südlich wurde das Gras spärlicher, in manchen Gebieten wüstenähnlich mit dürren Büschen und Kakteen. Auf dem Weg, den er ritt, sah er in der Ferne eine Menge Rinder, Cowboys begegnete er nicht. Als er den zweiten Torbogen mit einem Büffelschädel passierte, kam die Ranch in Sichtweite. Die Gebäude waren stabil gebaut. Auf dem Dach eines Baus stand eine Wache.

Eine Staubfahne stob vor Sloans Pferd hoch. »Das ist weit genug«, rief der Mann vom Dach. Der Schuss war unmissverständlich. Aus dem oberen Stockwerk erschien Victorias Gesicht im offenen Fenster, aus dem Haus trat ein Mann. Sloan erkannte in ihm den ungehobelten Kerl vom Fluss.

»Gus, lass den Unsinn. Siehst du nicht seinen Stern? Der ehrenwerte Gesetzeshüter aus Chadron gibt uns die Ehre seines Besuchs.« Aus jedem Wort sprachen Arroganz und Beleidigung.

»Jed Morgan?«

»So wahr ich hier stehe.« Der Blonde grinste ihn unverschämt an. Er forderte Sloan nicht auf, vom Pferd zu steigen. Alleine dies war eine Beleidigung. Das ungeschriebene Gesetz der Gastfreundschaft des Westens besagte, dass jeder Reiter zum Absteigen aufgefordert wurde, und sei es nur, um sein Pferd zu tränken.

»Einige Ihrer Männer werden beschuldigt, einen Mann ermordet zu haben.«

Morgan grinste hämisch. »Wer klagt meine Männer an?«

»Ihre Cowboys haben eine Farmerfamilie bedroht, den Mann angeschossen und zu Tode geprügelt.«

»Das waren sicher nicht meine Männer.« Sein Gesichtsausdruck wurde drohend. »Und jetzt verschwinden Sie von meinem Land!«

Sloan wendete sein Pferd und ritt an. Er hatte nichts anderes erwartet, wollte lediglich die Lage der Ranch erkunden.

»Lebten Sie schon hier, als Heziah Morgan hier ankam?«, fragte er Owens, während er sein Pferd versorgte.

»Ja klar. Lebe schon eine Ewigkeit hier.«

»Erzählen Sie mal, ohne dass ich Ihnen jedes Wort aus der Nase ziehen muss.«

Der Alte stieß ein glucksendes Lachen aus und schob seinen Strohhalm von einer Backe in die andere. »Ist schon an die zwanzig Jahre her, als Morgan mit seiner Frau hier ankam. Sie starb bald darauf.«

Das hatte Sloan bereits von Noseworthy erfahren.

»Er war ein harter aber sehr gerechter Mann. Gewährte sogar den kleinen Siedlern Kredite, ohne sie auszuhungern. Die Menschen schätzten ihn.« Owens lehnte sich an einen Balken und kaute an seinem Halm. »Irgendwann heiratete er eine Witwe, deren Mann hier starb, als sie auf der Durchreise waren. Sie brachte eine halbwüchsige Tochter mit. Nach dem Tod seiner zweiten Frau vor wenigen Jahren begann er, nach seinem Sohn zu forschen, der bei einem Indianerüberfall verschwand. Von Zeit zu Zeit inserierte er in verschiedenen Zeitungen der großen Städte.«

»Ich begegnete Victoria Morgan. Ist es die Tochter oder Ehefrau des Erben?«, fragte Sloan.

»Das ist die Tochter von Morgans zweiter Frau.« Owens grinste. »Verehrer hatten es nicht leicht. Die mussten zuerst am alten Morgan vorbei, der gut auf sein Täubchen aufgepasst hat. Soweit ich weiß, hat sie sich bislang für keinen ihrer Bewunderer erwärmen können. Doch alles weiß ein alter Mann wie ich auch nicht.« Sein schelmisches Grinsen wurde breiter, verschwand aber beim nächsten Satz. »Ist noch nicht lange her, als sein verloren gegangener Sprössling auftauchte. Und jetzt ist Morgan tot.« Die letzten Worte dehnte er unnötig lange. »Vor zehn Tagen haben wir ihn begraben. Eine Kugel in den Rücken.« Owens beobachtete die Reaktion auf seine Erzählung, doch Sloans Mienenspiel blieb ausdruckslos. Er bedankte sich und verließ den Stall.

In seinem Hotelzimmer legte er sich aufs Ohr und schlief bald darauf ein. In vielen Jahren hatte er sich darauf trainiert, bei jedem kleinsten Geräusch zu erwachen.

Nach einem späten Abendessen ging er seine Runden durch die Stadt, während Noseworthy im Office Stellung hielt. Weit nach Mitternacht, nachdem die Saloons schlossen und sich niemand mehr auf der Straße befand, blieb er im Schatten der Häuser stehen und beobachtete die Stadt. Als alles ruhig blieb, glitt er in den Mietstall. Die Box seines Pferdes war gut gewählt, die letzte am Hinterausgang. Er zündete die Lampe an und drehte sie auf ein winziges Flämmchen herunter. Er sattelte und zäumte so leise auf, dass kein Geräusch nach draußen drang, und führte sein Pferd durch das rückwärtige Tor. Dort musste er an Owens Hütte vorbei, die nicht mehr als ein Verschlag war, gerade große genug zum Schlafen und Kochen für ihn und seinen Neffen. Ungesehen schlich er aus der Stadt. Er vermied es zu reiten, denn in der Nacht war Hufgetrappel weit zu hö-

ren. Er wählte einen geschützten Platz, von dem aus er den Weg gut beobachten konnte. An einen Erfolg in der ersten Nacht glaubte er nicht, doch er wollte nichts unversucht lassen. Deshalb erstaunten ihn die Geräusche. Der Reiter, der aus der Stadt ritt, kümmerte sich nicht um den Lärm, den er verursachte. Schemenhaft sah Sloan den Reiter, den er in der Nacht nicht erkennen konnte. In sicherem Abstand folgte er ihm. Zu gerne hätte er festgestellt, ob sein Verdacht begründet war. Als er dem Gebiet der Morgan Ranch näher kam und die Weide frei einsehbar wurde, blieb er zurück. Es war zu gefährlich. Er hielt sich in Deckung. Keine Stunde darauf erklang wieder Hufschlag, dieses Mal aus der Richtung, in der die Ranch lag. An der Haltung glaubte er zu erkennen, dass es sich um denselben Reiter wie zuvor handelte. Er ritt direkt nach Chadron. Sloan ließ sich Zeit und folgte in sicherem Abstand. Als er sicher war, dass sich der Reiter zur Nachtruhe begeben hatte, führte er sein Pferd über die Rückseite zum Mietstall. Er besah sich die Pferde. Die Flanken eines Braunen in einer der vorderen Boxen waren feucht.

»Ziemlich viel los heute Nacht«, murmelte Owens.

»Schlafen Sie nicht?«

»In meinem Alter braucht man nicht mehr so viel Schlaf. Ich kann Ihnen sagen, wem das Pferd gehört, das Ihr Interesse geweckt hat«, flüsterte Owens.

»Bin ganz Ohr«, gab Sloan ebenso leise zurück. Die Antwort überraschte ihn nicht sonderlich, sie bestätigte seinen Verdacht. Langsam fügten sich die Teile in ein Ganzes.

Von seinem Hotelfenster aus beobachtete er Victoria Morgan, die mit dem Wagen in die Stadt fuhr und vor dem La-

den hielt. Er ließ sich Zeit, denn Frauen brauchten für gewöhnlich sehr lange zum Einkaufen. Sie war doch schneller, als er angenommen hatte. Als er sein Pferd sattelte, fuhr sie bereits aus der Stadt. Er holte sie rasch ein.

»Miss Morgan«, grüßte er und tippte an die Hutkrempe.

»Sheriff, halten Sie nach dem Rechten Ausschau?« Heute trug sie einen dunkelblauen Rock mit heller Bluse, darüber eine braune Jacke. Der breittkrepelige braune Hut zauberte Schatten auf ihr Gesicht.

»Ich würde Sie gerne etwas über Heziah Morgan fragen.«

»Er wurde erschossen«, antwortete sie gerade so laut, dass er es unter dem Rattern der Wagenräder vernehmen konnte.

»Erzählen Sie mir von ihm«, forderte er sie auf.

Sie spannte die Zügel und zog die Bremse an. Sloan lenkte sein Pferd nah an den Wagen.

»Er war ein wunderbarer Mann. Ich war immer seine Tochter, auch dann, als meine Mutter starb. Sein einziger Wunsch war es, seinen Sohn zu finden.« Sie blickte in die Ferne. »Oft erzählte er von dem Treck, als sie von Indianern überfallen worden waren und sein Sohn entführt wurde. Er lebte für den Tag, an dem er ihn in die Arme schließen würde. Aber er ließ mich nie spüren, dass ich nicht sein eigenes Kind war.«

»Schließlich hat er seinen Sohn doch gefunden«, ergänzte Sloan.

Ein gequältes Lächeln legte sich auf ihre Lippen.

»Miss Morgan, ich möchte den Mord an Heziah Morgan aufklären, doch das kann ich nicht ohne fremde Hilfe.«

Sie sah ihm direkt ins Gesicht. »Vor einigen Wochen kam ein Mann auf die Ranch. Er zeigte Vater eine Zeitungsan-

nonce und eine Tätowierung auf seinem Arm. Die erste Freude über den verloren geglaubten Sohn war groß, doch sie kamen nicht gut miteinander aus. Sie stritten sich oft über banale Dinge. Vater war ein herzenguter Mensch, doch nicht vertrauensselig. Er fragte seinen angeblichen Sohn über verschiedene Dinge und irgendwann bekam er die Gewissheit, dass es nicht sein Sohn sein konnte. Es gab so viele Ungereimtheiten in seinen Erzählungen. Natürlich erinnert sich ein Erwachsener oft an keine Einzelheiten aus seiner frühen Kindheit, doch Narben, die man sich zugezogen hatte, die verschwinden nicht. Vater ritt in die Stadt, um sich mit seinem Freund Sheriff Coleman zu beraten. Auf dem Weg nach Hause wurde er ermordet.« Sie kämpfte sichtlich mit den Tränen. »Nach Vaters Tod wollte ich nach eventuellen Notizen suchen, denn er hat stets alles niedergeschrieben, doch seither ist sein Arbeitszimmer verschlossen.« Ihr Blick bekam einen sentimentalischen Ausdruck. »Ich werde das Land verlassen.«

Sloan meinte, einen Anflug von Angst in ihrer Stimme zu hören. »Was meinen Sie damit, Sie verlassen das Land?«

»Mein Onkel, Rodriguez Montoja, besitzt nahe der Grenze eine Hazienda. Meine Großmutter war Mexikanerin. Ich bin sicher, er wird mich aufnehmen. Meine Mutter musste ihm versprechen, dass sie sich an ihn wendet, falls sie mal in Not wäre.«

Nun wusste Sloan, woher ihre zarte Bräune stammte. Nicht nur von der Sonne. Er war sich sicher, dass sie am ganzen Körper diesen zarten Bronzeton hatte. Er hütete sich, sich weiteren Gedanken in diese Richtung hinzugeben.

Victoria blickte ihn mit einem wehmütigen Lächeln an.

»Es war dumm von mir, anzunehmen, ich kann etwas herausfinden, was Vater zu Lebzeiten nicht schaffte.«

»Es gibt immer einen Weg, Miss Morgan.« Er schwankte, ihr die ganze Wahrheit zu sagen, als er eine Staubwolke in der Ferne wahrnahm.

»Ich bin sicher, das sind seine Banditen. Vielleicht suchen sie mich.« Sie starrte auf die Wolke, die sich in stetem Tempo näherte. »In diesem Tal war es immer friedlich, bis er plötzlich auftauchte. Seit Vaters Tod feinden mich einige Leute an, doch ich habe mit den Veränderungen im Land nichts zu tun.« Ihre Stimme bekam einen traurigen und melancholischen Klang.

Die Staubwolke kam näher, wurde größer und spuckte drei Reiter aus.

»Der mittlere ist Frank Bannister, der neue Vormann der Ranch«, erklärte Victoria leise.

Alle drei hatten verschlagene, hinterlistige Gesichter. Der Gefährlichste war der Vormann. Die Männer maßen Sloan mit einem langen Blick. Seine rechte Hand lag lässig auf dem Oberschenkel, während er mit der linken die Zügel hielt.

»Jed schickt uns. Er macht sich Sorgen.« Der Hagere mit der schiefen Nase scherte sich wenig um Höflichkeit Victoria gegenüber.

»Ist nicht nötig. Ihr seht ja, dass es mir gut geht.«

»Wir begleiten Sie zur Ranch.«

»Nein.«

»Wir tun, was der Boss befiehlt.« Frank Bannister grinste dreckig.

»Jungs, ihr habt doch gehört, dass eure Begleitung nicht erwünscht ist.« Sloans Stimme war leise, fast freundlich.

Wer ihn gut kannte, wusste, dass er besonders gefährlich war, wenn er auf diese Art redete. »Auf einer Rinderranch gibt es sicher andere Arbeit, als sinnlos in der Gegend herumzureiten.«

Das Gesicht des Hageren verfinsterte sich zusehends, seine Backenknochen knirschten. Wut sprang förmlich aus seinen Augen. Er beugte sich einen Deut im Sattel nach vorne. Sloans Sinne waren aufs Äußerste gespannt. Er machte sich Sorgen um Victoria. Wenn es zu einem Schusswechsel kam, würde sie von Kugeln getroffen werden. Das dachte wahrscheinlich auch Bannister. »Wir sehen uns noch«, knirschte er. Seinen Zorn ließ er sein Pferd spüren, das er hart an die Zügel nahm und wendete. Seine beiden Kumpane folgten ihm wortlos.

Sloan fing Victorias Blick auf, und da wurde ihm klar, dass er sie wollte. So wie sie stellte er sich seine Frau vor.

»Sie sind auf der Ranch nicht mehr sicher. Ich begleite Sie in die Stadt.«

»Aber ...«

»Kein aber. Wenden Sie den Wagen und auf dem Weg erklären Sie mir, wie ich in das Arbeitszimmer Ihres Vaters gelange.«

»Was?« Ihre Stimme war nicht weniger erschrocken, als ihr Gesichtsausdruck es war. »Sie werden Sie töten.«

»Dazu müssen sie mich erwischen.«

Die Zeit bis nach Mitternacht erschien Sloan heute länger als sonst. Die vom Mond erleuchtete Nacht war ungünstig für sein Vorhaben. Von Osten zogen einige Wolken heran und tauchten den Himmel in ein Meer aus Flecken, die sich langsam bewegten. Es waren keine Gewitterwolken und

würden deshalb den ersehnten Regen nicht bringen. Hoffentlich verdeckten sie bald den Mond. Außerhalb der Stadt gab er seinem Braunen die Zügel und galoppierte auf sein Ziel zu. Weit genug von der Morgan Ranch entfernt ließ er sein Pferd im Schritt gehen. Im Schutz einiger Wacholderbüsche beobachtete er die Gebäude. Es war alles ruhig. Ein Wachposten war nicht zu sehen. Die Entfernung zur Ranch betrug an die 300 Yards. Der Vorteil, die Strecke zu Fuß zurückzulegen, bestand darin, dass er sich unentdeckt anschleichen konnte. Der Nachteil, er konnte nicht schnell fliehen, falls er entdeckt werden sollte. In langsamem Schritt lenkte er seinen Braunen auf das Ranchgebäude zu. Die Pferde im kleinen Corral verhielten sich ruhig. Das Arbeitszimmer befand sich auf der Seite des Mannschaftshauses. Geschmeidig glitt Sloan aus dem Sattel und ließ die Zügelenden auf beiden Seiten hinabhängen. Solange seinen Braunen nichts erschreckte, würde er ruhig stehen bleiben. Das Schnauben eines Pferdes erklang leise in der Nacht. Schnell legte Sloan seine Hand auf die Nüstern seines Braunen. Auf dieser Seite des Hauses befand sich kein Fenster. An die Hauswand gelehnt drehte er den Kopf, blickte um die Ecke und lauschte auf die Geräusche der Nacht. Hin und wieder drang ein lauter Schnarcher aus dem Bunkhouse, ansonsten blieb alles still. Geräuschlos glitt er an der Wand entlang auf die andere Seite zum Fenster. Er schob sein linkes Hosenbein hoch und zog das Messer aus der Scheide, das an der Innenseite des Stiefelschafts befestigt war. Mit wenigen Griffen hebelte er das Fenster aus, schob es langsam hoch und glitt hinein. Wie von einer Schlange gebissen, stand er starr. Er war auf eine knarrende Bodendiele getreten. Seine Augen taxierten den Raum, der

vom Mondlicht, das durch das Fenster fiel, beleuchtet wurde. Ein wuchtiger Schreibtisch mit einem Ohrensessel und ein niedriger Schrank waren alles, was sich an Mobiliar darin befand. Sollten Aufzeichnungen existieren, gab es genug Versteckmöglichkeiten. Hinter jeder Bodendiele konnte sich Papier befinden. Sloan zog die Schreibtischlade auf und nahm die Papiere heraus. Um besser sehen zu können, trat er ans Fenster. Es waren lediglich Notizen, die die Ranch betrafen. Er achtete darauf, die Papiere in der gleichen Ordnung in die Lade zu legen, wie er sie herausgenommen hatte. Soviel er in dem spärlichen Licht erkennen konnte, gab es kein Geheimfach, weder war unter der Lade etwas angebracht, noch auf der Unterseite der Tischplatte. So vorsichtig wie möglich schloss er die Schranktür auf. Das Schloss knarrte unmerklich. Wenige Unterlagen befanden sich darin. Wieder ging er zum Fenster, denn die Lampe am Tisch wagte er nicht anzuzünden. Die Tür des Bunkhouse befand sich gegenüber. Falls einer der Cowboys austreten musste, würde er den Lichtschein sehen. Auch bei diesen Papieren fand er nichts Außergewöhnliches. Vielleicht jagte er auch nur einem Hirngespinnst nach. Es wäre ja zu einfach gewesen. Er legte die Papiere wieder ordentlich hinein und verschloss den Schrank. Sollte er wirklich sämtliche Bodendielen absuchen? Das war dasselbe, wie unter Zigtausend Bullen eine Kuh zu suchen. Ein Bein hatte er schon über den Fenstersims geschoben, als er noch einmal zurückstieg. Er tastete mit der Hand hinter den Schrank, doch der Spalt war zu schmal. Es war ein massiver Eichenschrank, nicht hoch, aber dennoch sehr schwer. Die Anstrengung und das hässliche Geräusch, als der Schrank über den Boden schrammte, trieben ihm den Schweiß auf

die Stirn. Seine Finger tasteten flink die Rückseite ab. Tatsächlich wurde er fündig. Wieder gab es ein hässliches Geräusch, als er den Schrank zurückschob. Er steckte das Papier ein und schlich zum Fenster. Er wollte gerade sein zweites Bein über den Fenstersims nach draußen schwingen, als ein gut bekanntes Geräusch an seine Ohren drang. Wie ein Schuss hallte es geradezu in der Stille der Nacht. Das Knacken eines Revolverhahns. Verdammte Scheiße! In seiner misslichen Lage konnte er nicht mal schnell reagieren.

»Komm langsam raus und halte die Hände so, dass ich sie sehen kann«, knurrte eine Stimme.

Sloan tat, wie ihm befohlen.

»Dann wollen wir mal sehen, was ich gefangen hab.«

Sloan spürte mehr, als er sah, wie der Kerl vor ihm grinste und in seiner Hosentasche nach einem Streichholz kramte. In dem Augenblick, in dem er sein Bein hob, um das Streichholz an seinem Stiefelabsatz anzuzünden und sein Blick kurz abschweifte, stieß ihm Sloan seine Faust auf das Kinn. Mit einem ächzenden Laut fiel er in sich zusammen. Die Mühe, das Fenster zu schließen, sparte sich Sloan. Er sprang um die Ecke, sein Brauner stand noch dort, er warf sich in den Sattel und trieb ihn an. Eine laute Stimme bestätigte, dass er nicht fest genug zugeschlagen hatte. Den Schmerz fühlte er, noch bevor er den Schuss hörte, auf den weitere folgten. Fast hätte ihn die Wucht aus dem Sattel geworfen. Wie eine Feuerwalze durchflutete der Schmerz seinen Körper. Er drückte seine sporenlosen Stiefel in die Flanken. In gestrecktem Galopp jagte der Braune durch die Nacht. Ob er verfolgt wurde, konnte Sloan nicht feststellen. Der Schmerz raubte ihm fast die Besinnung. Seine ganze

Kraft musste er dazu aufbringen, sich auf dem Pferd zu halten. Das Tier würde den Galopp noch lange durchhalten, doch nicht Sloan. Er zügelte das Pferd. Unwillig schnaubte sein Brauner, er hatte sich gerade erst warm gelaufen. Sloan zerrte sich das Hemd vom Körper und legte sich stöhnend einen Notverband an, um den Blutverlust zu stillen. Er lauschte in die Nacht, doch es blieb alles ruhig. Keine Hufschläge, die auf Verfolger deuteten. Er ließ den Braunen im Schritt gehen. Das Tier würde den Weg in die Stadt kennen.

Die Schmerzen machten deutlich, dass er nicht tot war. Es dauerte eine Weile, bis sein Gehirn registrierte, dass er in seinem Hotelzimmer lag. Bis auf den Verband um seine Taille war er nackt. Verdammte, wo war seine Kleidung? Der Briefumschlag? Er richtete sich im Bett auf und fuhr sofort wieder zurück. Der Schmerz nahm ihm die Luft zum Atmen. In seiner Seite pochte es unmenschlich. Plötzlich öffnete sich die Tür und Noseworthys Gesicht erschien im Türspalt. »Hey, unser Sheriff ist aufgewacht.«

»Wie lang bin ich hier?« Sloans Stimme klang wie das Schaben von Hufen auf Stein.

»Owens fand dich frühmorgens vor dem Mietstall. Du warst vom Pferd gefallen. Jetzt ist es Abend.«

»Auf welcher Seite stehst du, Noseworthy?«

Noseworthy sah ihn verdutzt an. »Auf der Seite des Gesetzes.« Er neigte den Kopf zur Seite. »Es liegt was in der Luft. Ich spür's in meinem Rücken. Einige von den Galgenvögeln der Morgan Ranch halten sich in der Stadt auf, Winston stelzt herum wie ein eitler Hahn und spielt sich auf, als gehöre die Stadt ihm.« Er neigte den Kopf zur an-

deren Seite. »Wer hat dir das Ding verpasst?«

»Ich kenn den Kerl nicht.« Das war nicht mal gelogen.

»Wo ist meine Kleidung?«

»Hat Rachel mitgenommen.«

»Besorg mir was zum Anziehen«, verlangte Sloan.

»Du bist loco.« Noseworthy tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. »Der Doc sagte, du bist dem Sensenmann grad noch mal von der Schippe gerutscht. Zu viel Blut verloren.«

»Kann sein, dass uns hier bald die Kugeln um die Ohren fliegen«, knurrte Sloan. Er wollte seiner Stimme einen festen Klang geben, doch das misslang gründlich. Am liebsten wollte er schlafen. Noseworthy hielt seine abgesägte Schrotflinte hoch und wollte noch etwas sagen, wurde aber unterbrochen, als es an der Tür pochte. Auf Sloans »come in« trat Rachel ein.

»Ich hab deine Kleidung gereinigt und geflickt.« Sie legte die Kleidungsstücke auf den Stuhl, der nahe an Sloans Bett stand. »Wie geht's dir?«

»Dank dir, Rachel. Wo ist der Brief?«

Sie deutete zur Kommode. »Waffe und Brief, alles da.«

»Gib mir beides.«

»Hat wohl keinen Sinn, dir zu sagen, dass du zu verletzt bist, um zu kämpfen.« Sie legte ihm seinen Revolver und den Umschlag auf die Bettdecke.

Er wusste, dass er in seinem Zustand nicht kämpfen konnte. Die Wunde schmerzte, als wühle jemand mit einem Messer in seinem Fleisch.

»Winston macht im Saloon Stimmung gegen dich. Er hetzt die Männer auf.« Rachel sah ihn nachdenklich an.

»Verdammt.« Sloan wusste genau, dass er tagelang ans

Bett gefesselt war. Was anderes zu glauben, wäre idiotisch. Er war kein ernst zu nehmender Gegner, nicht mal für den schlechtesten Schützen des Countys.

»Ich hab die Notizen gelesen«, sagte Rachel ungerührt.

Er wusste nicht, was Heziah Morgan niedergeschrieben hatte. Rachel würde kombinieren und seine Tätowierung kannte sie, schließlich waren sie vor Jahren ein Paar gewesen.

»Du wirst Hilfe brauchen, doch dazu solltest du mit der Wahrheit rausrücken. Oder denkst du, dass du es gegen die gesamte Mannschaft der Morgan Ranch aufnehmen kannst?« Neugierig sah Noseworthy von Rachel zu Sloan.

Langsam nickte Sloan. Sie hatte recht. Wenn es hart auf hart ging, brauchte er in seiner jetzigen Lage Hilfe. »Ich bin Jed Morgan, der richtige Jed Morgan.«

Ein ersticker Aufschrei an der Tür ließ sie alle drei den Kopf drehen.

Victoria Morgan stand in der offenen Tür. »Ich hatte geklopft«, flüsterte sie. Sie trat näher. »Ist es wirklich wahr?« Ihr Gesichtsausdruck zeigte, wie durcheinander sie war.

Sloan drehte den Arm so, dass sie gut sehen konnte. Sie trat zu seinem Bett.

»Ihr habt dieselbe Tätowierung. Wie ist das möglich?« Behutsam strich sie über seine Haut.

Ihre Berührung verursachte ein angenehmes Prickeln. »Sieh genau hin«, verlangte Sloan. »Meine wurde mir als Kind zugefügt, deshalb ist sie nicht scharfkantig. Die Haut hat sich gedehnt und ist mitgewachsen. Ich kenne die andere nicht, doch sie dürfte exakter sein. Ein Brandmal kann man mit Asche älter erscheinen lassen. Nicht gerade angenehm für den Träger.«

»Du bist sein Sohn, Jed.« Sie war richtig ergriffen. »Sein einziger Wunsch war, dich zu finden. Er glaubte nie daran, dass du tot sein könntest. Er hätte dich so gern gesehen.« Sie atmete tief ein, um ihre Fassung wiederzuerlangen. »Hast du eine Narbe?«

Er grinste. »Ich hab einige Narben, und die, die du meinst, hab ich auch. Als Junge stieg ich in eine Falle. Die Stelle, wo der Dorn mein Fleisch bis zum Knochen durchschlug, erkennt man noch heute.«

»Ja, Vater erzählte mir, dass sein richtiger Sohn außer dem Brandmahl noch eine Narbe haben muss, die er sich als Kind zuzog. Zeig sie mir«, verlangte sie.

Er wollte die Decke zurückschlagen, als ihm einfiel, warum das nicht angebracht war. Stattdessen zog er die Decke so weit hoch, bis sie seine Beine freigab. Ihr Blick glitt zu seinem rechten Bein, zu der Stelle oberhalb des Knöchels. »Du bist es«, hauchte sie.

Müde und in abgehackten Sätzen erzählte Sloan von dem Tag des Überfalls und vom Leben bei den Indianern. »Als ich mit siebzehn wieder zu den Weißen kam, war ich ein wilder Krieger, der sich mit dem neuen Leben nicht zurecht fand. Meine Muttersprache hatte ich verlernt, wusste nicht mal meinen Namen. Dort, wo mich die Soldaten untergebracht hatten, gaben sie mir einfach irgendeinen Namen, Sloan Harding. Ich riss aus und trieb mich Jahre herum. Irgendwann las ich in einer alten Zeitung die Annonce. Ich versuchte, mich zu erinnern, doch es gelang mir nicht. Zufällig kam ich zu einem Überfall, wobei ein kleines Mädchen irrtümlich erschossen wurde. Ab diesem Zeitpunkt drangen kleine Erinnerungsfetzen an die Oberfläche.« Seine Stimme wurde leiser. Das Reden strengte ihn

an, seine Seite schmerzte, als stecke jemand glühende Messer hinein. Mit einer müden Handbewegung reichte er Victoria die Notizen, die er noch nicht mal selbst gelesen hatte. »Die hab ich letzte Nacht aus dem Arbeitszimmer meines Vaters geholt. Er hatte sie gut versteckt.«

»Der Betrüger wollte mich zwingen, auf die Ranch zu kommen. Wenn er herausfindet, wer du bist, wird er dich töten.«

»Ich werde hier wohl nicht mehr gebraucht, wie ich sehe.« Scharf klang Rachels Stimme durch den Raum. »Ich hab noch was anderes zu tun, als hier herumzustehen.« Sie maß Victoria mit einem vernichtenden Blick, riss die Tür auf und schloss sie geräuschvoll.

Sloan seufzte innerlich. Eifersucht war in seiner jetzigen Situation das Letzte, das er brauchen konnte. Er und Victoria überflogen die Notizen, während Noseworthy auf seinen Absätzen wippte und geduldig wartete.

»Er wusste, dass das nicht sein wirklicher Sohn war.« Sloan sprach mehr zu sich selbst. »Deshalb musste er sterben. Vielleicht ist das auch der Grund für Colemans Ermordung.«

»Und was nun?«, fragte Noseworthy. »Auch wenn du die Beweise in der Hand hältst, der Kerl hat einige üble Gestalten um sich versammelt, die zuerst schießen und dann fragen.«

»Ich denke nicht, dass der Betrüger der Anführer ist.« Sloan verkniff sein Gesicht vor Schmerz.

»Du musst dich ausruhen«, mahnte Victoria leise.

Ausruhen, dachte Sloan. Er musste Kräfte sammeln. Er wollte Noseworthy noch warnen, doch bevor er zum Sprechen ansetzen konnte, schlief er ein.

Übergangslos erwachte er. Nicht der Schmerz hatte ihn geweckt, es war sein Instinkt. Seine Hand tastete nach seiner Waffe. Unter der Decke spannte er den Revolverhahn. Fast hätte er vor Schmerz gebrüllt, als er seine Beine aus dem Bett schob. Die Matratze quietschte unter ihm. Er drückte die Bettdecke so, als läge jemand darin. Im Dunkeln sah es zumindest so aus. Ungelenk erhob er sich. Einen Augenblick lang stand er mit zusammengebissenen Zähnen da und lauschte. Noch immer nackt. Schweiß stand ihm auf der Stirn. Keinerlei Geräusche drangen von draußen herein. Es war tiefste Nacht. Vorsichtig schob er sich ein Stück vom Bett weg zur Kommode. Viel Bewegungsfreiheit war in dem kleinen Raum nicht gegeben. Ein leises, kaum wahrnehmbares Knarren auf dem Gang, direkt vor seiner Zimmertür. Er hörte, wie sich der Türknauf bewegte. Sloan richtete den Revolver auf die Tür, die sich langsam einen Spaltbreit öffnete. Er ahnte eher, als er es wahrnahm, wie sich ein Schatten in den Spalt schob. Ein Freund konnte es nicht sein, denn der würde tagsüber kommen, oder zumindest anklopfen. In dem Augenblick, als durch das gegenüberliegende Fenster ein Mondstrahl die offene Tür beleuchtete und Sloan den Lauf der Waffe sah, feuerte der Eindringling auf das Bett. Gleichzeitig schoss Sloan zweimal. Der gurgelnde Laut und der darauffolgende schwere Fall eines Körper sagten ihm, dass von dem Mann keine Gefahr mehr ausging. Er entzündete die Lampe auf der Kommode. Nackt, in der einen Hand den Revolver, in der anderen Hand die Lampe, starrte er auf die Gestalt am Boden. Der Mann war tot. Er lag auf den Bauch. Der Versuch, mit dem Fuß den Körper auf den Rücken zu rollen, misslang. Da hörte Sloan polternde Schritte und bald darauf er-

schien schnaufend Noseworthy. Er stieß einen japsenden Laut aus. Noseworthy war nur halb angezogen, Unterwäsche, Stiefel, Hut und seine Schrotflinte. »Solltest dir was anziehen«, sagte er, indes er die Leiche auf den Rücken drehte.

»Viel besser siehst du auch nicht aus«, konterte Sloan.

Wahrlich hatte Noseworthys Unterzeug schon bessere Tage gesehen. Jetzt war es schmutzig grau und löchrig.

Sloan fiel die Entscheidung schwer, entweder sich unter Zeugen mühevoll in seine Kleidung zu quälen, was sicher einige Minuten in Anspruch nehmen würde, oder sich ins Bett zu legen. Er entschied sich dafür, sich zum Bett zu quälen, hinzusetzen und die Decke über seinen Schoß zu ziehen. So fühlte er sich wenigstens nicht so hilflos.

»Die wollen dich aus dem Weg räumen.«

»Sieht ganz danach aus. Kennst du den Kerl, Josh?«

Noseworthy schüttelte den Kopf. »Noch nie gesehen.« Er kramte in den Taschen des Toten und holte einige Dollarscheine hervor. »Mörderlohn.«

Im Hotel sowie auf der Straße blieb es ruhig. Schüsse in der Nacht waren nicht dazu gedacht, sich möglicherweise in die Schusslinie zu bringen.

»Ob der unechte Morgan etwas ahnt?«

Sloan zuckte mit den Schultern, doch er bereute es sofort, als ihm der Schmerz durch die Glieder fuhr. »Ich hab ihn nur einmal gesehen, doch für so schlau halte ich ihn nicht.« Plötzlich fielen ihm die Notizen ein. Suchend irrte sein Blick umher.

Noseworthy schleifte den Toten nach draußen und schloss die Tür. »Ich hab's versteckt, während du geschlafen hast.« Er grinste bis über beide Ohren. Das metallene

Bettgestell hatte an den vier Ecken jeweils eine Kugel an den verlängerten Füßen. Am Fußende mühte sich Noseworthy, die Kugel runterzuziehen. Trotz des spärlichen Lichtscheins sah Sloan, wie sich sein Gesicht vor Anstrengung rot färbte. Die Wucht, als die Kugel abging, ließ ihn nach hinten taumeln. »Hier ist es.« Er faltete zwei Zettel auseinander, die winzig klein zusammengelegt waren. »Die anderen sind in der anderen Kugel. Gehen schwer ab, die Dinger.« Er stopfte das Papier wieder hinein und steckte die Kugel an das Bettgestell.

»Gut gemacht, Josh.« Anerkennend nickte Sloan. »Tu mir einen Gefallen und lass mich noch ein paar Stunden schlafen. Heut Nacht wird nichts mehr passieren. Und morgen besorgst du mir Schmerzmittel vom Doc.«

Noseworthy salutierte grinsend und verschwand. Sloan hörte, wie er den Toten die Stiege hinunterschleifte.

Sloan ließ sich grad von Victoria verführen, als ein polternes Geräusch den wunderbaren Akt unterbrach. Der Schmerz und Noseworthys zorngerötetes Gesicht machten ihm unmissverständlich klar, dass es leider nur ein Traum gewesen war.

»Der verdammte Schweinebauch.« Noseworthy gestikulierte wild mit den Armen. »Ich zieh ihm die Haut in Streifen rab.« Er stieß die Tür mit dem Stiefelabsatz ins Schloss.

»Wem ziehst du die Haut in Streifen?«, fragte Sloan ungehalten. So wichtig konnte es doch nicht sein, dass er deswegen aus diesem wunderbaren Traum gerissen wurde.

»Winston«, schnaufte Noseworthy. »Er kam grad zu mir. Ich soll ihm deinen Stern bringen, da angeblich ein anderer Sheriff gewählt wurde. Ich weiß nichts von einer Wahl.«

Noseworthy ging die paar Schritte zum Fenster und sah hinaus. Draußen war es taghell.

»Wie spät ist es?« Sloans Magen meldete sich lautstark zu Wort. Wenn er Hunger verspürte, hieß das, er war auf dem Weg der Besserung. Wenn nur nicht der verdammte Schmerz gewesen wäre.

»Es ist später Vormittag. Doch das ist jetzt wohl egal.«

»Beruhig dich mal und erzähl.«

»Winston sagte, dass die Leute dich erstens nicht kennen und zweitens ein verletzter Sheriff keine Hilfe für die Stadt wäre. Da du nie richtig gewählt wurdest, kannst du demzufolge nicht Sheriff von Chadron sein.« Er zog sich den einzigen Sessel im Zimmer zum Bett. »Es liegt was in der Luft, ich spür's genau«, flüsterte er. »Was nun?«

»Der Mayor hat nicht unrecht mit dem, was er sagt. Bring ihm den Stern. Halt dich neutral, beobachte und gib mir Bescheid.«

Noseworthy knurrte Unverständliches.

»Warst du beim Doc?«

»Ja sicher. Du kannst auswählen zwischen Schmerzen ertragen oder schlafen.«

»Kennst du den neuen Sheriff und besorgst du mir was zu essen?«

»Zum Ersten, nein, zum Zweiten, ja.« Noseworthy nestelte den Stern von Sloans Hemd und verschwand fluchend.

Die Nacht senkte ihre dunklen Schatten über die Dächer der Stadt. Es war Sonnabend. Weidereiter strömten aus allen Richtungen in die Stadt, um ihren kargen Lohn mit

Whisky, Glücksspiel und Mädchen durchzubringen. Auch die Cowboys der Morgan Ranch ritten in die Stadt, um sich ein wenig Vergnügen zu gönnen. Die Weidereiter der Morgan Ranch waren in zwei Lager gespalten. Zum einen gab es die Cowboys, die schon unter Heziah Morgan geritten waren, die sich um die Rinder kümmerten. Sie blieben aus Loyalität dem Verstorbenen und seiner Adoptivtochter Victoria. Für den heimgekehrten Sohn hatte keiner von ihnen etwas übrig. Dann gab es die Reiter, die der Sohn um sich geschart hatte, gleich nach dem Tod des Ranchers. Und so manch einer machte sich seine eigenen Gedanken, hütete sich jedoch, diese laut auszusprechen. Nur hin und wieder einige gemurmelte Worte, wenn Gleichgesinnte unter sich waren. So mancher würde nach dem nächsten Winter nicht mehr für die Morgan Ranch arbeiten, denn mit gewissen Dingen, die sich im Land abzeichneten, wollte kein ehrbarer Cowboy etwas zu tun haben. Doch es gab genug andere, die das nicht kümmerte.

Der falsche Jed Morgan lächelte spöttisch.

»Das war so nicht abgesprochen«, knurrte Winston. Der Mayor saß hinter seinem Arbeitstisch mit zorngerötetem Gesicht. »Vergiss nicht, wer dich aufgelesen hat, als du halb tot in den Badlands auf allen vieren gekrochen bist.«

Luis Callahan, wie sein richtiger Name lautete, zuckte die Schultern. Vor einigen Monaten war er an einem Bankraub in Abeline beteiligt gewesen. Es kam zu einer Schießerei, bei der einer der fünf Banditen getötet wurde, Callahan wurde verletzt. Auf der Flucht hatten sich seine drei Kumpane und er geteilt, jeder mit seinem Anteil an der Beute. Als sein Pferd unter ihm zusammengebrochen war, war er

selbst auch fast am Ende. Das Nächste, an das er sich erinnern konnte, war, dass sich ein Mann um ihn kümmerte. Mitch Winston, Mayor von Chadron, wie sich rausstellte. Er kümmerte sich um ihn nicht ohne Hintergedanken, wie sich auch später herausstellte. Callahan konnte ihm nicht beweisen, dass er ihm das Geld vom Überfall gestohlen hatte, doch er hatte es bei sich, als das Pferd zusammenbrach. Das wusste er genau. Winston schlug ihm einen Deal vor, bei dem viel rausspringen sollte. Er brannte ihm einige Buchstaben und Zahlen in den Arm, das war Bedingung. Das waren höllische Schmerzen, aber dafür eine Ranch zu kriegen, ohne selbst viel dafür zu tun, war es das wert. Die offene Wunde mit Asche auszureiben, war auch nicht das Angenehmste. Doch es hatte sich gelohnt. Er war am Ziel.

»Warum sollte ich dir die Ranch verkaufen?«, fragte Callahan.

»Weil es so abgesprochen war und du dafür ein paar Tausend Dollar bekommst.«

»Ts, ts, warum sollte ich ein paar lumpige Dollars nehmen, wenn eine ganze Ranch bereits mir gehört?« Er gluckste belustigt. »Ich bin der verloren gegangene Sohn.«

»Treib es nicht zu weit. Vergiss nicht, wem du das zu verdanken hast.« Winston erhob sich halb aus seinem Stuhl.

Callahan sah sehr wohl, wie Winston bedächtig die Lade seines Schreibtisches herauszog.

»Und zur Ranch krieg ich auch gleich 'ne Frau. Ich heirate die Kleine, damit erspar ich mir die Sucherei. Fürs Vergnügen gibt's noch immer die Huren.« Callahan grinste dreckig.

»Du undankbarer Bastard«, fluchte Winston. Er hatte die

Hand noch nicht ganz aus der Lade, als Callahan schoss. Der Mayor stieß einen gurgelnden Laut aus. Ungläubiges Erstaunen trat in sein Gesicht. Dann klappte er lautlos zusammen. Sein Kopf stieß gegen den Tisch, doch das spürte er nicht mehr. Ungerührt ging Callahan um den Tisch, sah nach, ob er tot war, und steckte seinen Revolver ein. Mit einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen ging er zur Tür. Bald würde alles nach seiner Pfeife tanzen. Das County gehörte ihm. So schnell gingen Wünsche in Erfüllung.

Seine Leute waren im Nugget Saloon, weil es dort Tanzmädchen gab. Im Silver war zwar die schöne Rachel, doch leider für Callahan unerreichbar. Das hatte er gleich am ersten Abend rausgefunden.

Jed schreckte hoch. Morgens hatte er ausgiebig gegessen, Rachel, Victoria und Josh hatten ihm einen Krankenbesuch abgestattet und staunten, dass er mittags schon wieder eine riesige Portion verdrückt hatte. Den Rest des Tages hatte er verschlafen, jetzt war es Nacht. Er fühlte sich ausgeruht, doch das unangenehme Ziehen in der Seite zeigte ihm, dass er noch nicht der Alte war. Kein ernstzunehmender Gegner. Das Aufstehen gelang schon besser und schneller als gestern. Dem Verlangen, sich zu strecken, widerstand er. Er sah aus dem Fenster. Hufgetrappel und das Klirren von Zaumzeug war zu hören. Diese Geräusche hatten ihn geweckt. Es waren jedoch keine Cowboys, die besoffen sich bereits in den Saloons. Irritiert beobachtete Jed den Pulk Mexikaner, der langsam durch die Stadt ritt. Direkt unter Jeds Fenster ritten sie vorbei. Keine abgerissene Bande Co-

mancheros. Der Anführer war gut gekleidet. Jed schüttelte ungläubig den Kopf. Elf Reiter zählte er und die Männer verhielten sich so ruhig, als säßen sie in der Kirchenbank. Mexiko lag zwar nur einen halben Tagesritt entfernt, doch Mexikaner kamen selten herüber. So schnell es seine Verletzung zuließ, kleidete er sich an. Das musste er sich näher ansehen. In der Hotelhalle grüßte der Angestellte sichtlich erfreut, ihn zu sehen. Jed dankte und ging hinaus. Der Lärm aus den Saloons war deutlich zu hören. Jed erkannte Noseworthy, der mit einigen anderen aus dem Sheriffs Office kam. Er lief neben dem Mexikaner und redete auf ihn ein. »Da, da, das ist er.« Er zeigte auf Jed und war beruhigt, ihn zu sehen. »Das ist der richtige Sheriff. Der, nachdem sie den anderen erschossen haben. Da hieß er noch Harding. Die haben ihm den Stern genommen, nein, ich musste ihn nehmen.« Noseworthy war vollkommen durcheinander. Ob der Mexikaner verstand, was er ihm beizubringen versuchte, war fraglich. »Und außerdem ist er der richtige Morgan. Der andere ist ein Betrüger.«

Der Mexikaner blieb stehen, als sie bei Jed anlangten. Er war nicht sehr groß für einen Mann, doch auf den ersten Blick war der Patron zu erkennen. Ein Mann, der gewohnt war, Befehle zu erteilen. Die beiden Mexikaner, die hinter ihm gingen, beobachteten die Umgebung.

»Haben Sie verstanden, was ich sagte?«, fragte Noseworthy und massierte sein Kinn.

»Tut mir leid, Senior, das hab ich nicht«, antwortete der Mexikaner freundlich.

Noseworthy öffnete den Mund, um von vorne loszulegen.

»Mach mal halblang, Josh«, verlangte Jed. »Du verwirrst

unsere Besucher.«

»Senior, ich suche meine Nichte Victoria Morgan und einen gewissen Sloan Harding.« Der Mexikaner war die Ruhe selbst.

Das hieß, er war Victorias Onkel. Doch was machte er hier mit so vielen Leuten?

»Ich bin Jed Morgan. Bis vor Kurzem nannte ich mich Sloan Harding.«

»Rodriguez Montoja«

»Ihre Tochter ist im Hotel.«

»Das ist es ja gerade. Jed, sie haben sie«, flüsterte Noseworthy.

»Josh, wenn du nicht sofort in klaren Sätzen sprichst, kriegst du die Mauschelle deines Lebens«, blaffte Jed.

»Sie haben Victoria in den Nugget Saloon gebracht. Die Hurensöhne sind alle dort versammelt.«

Wieso hatte er nicht gehört, als sie Victoria holten? Verdammte, hatte er so tief geschlafen?

»Senior Morgan, können Sie mir kurz schildern, was hier los ist?«

Jed erzählte ihm in wenigen Worten, was sich in letzter Zeit hier abgespielt hatte.

»Ja, das hat Victoria in ihrem Brief geschrieben.«

Jed war mehr als erstaunt. Davon hatte sie nichts erwähnt.

»Ich hatte noch keine Gelegenheit, dir davon zu erzählen.« Noseworthy massierte heftig sein Kinn. »Das war so. Du warst verletzt, bist es ja noch immer und allein komm ich gegen die Bande nicht an. Deswegen haben wir Owens Neffen nach Mexiko geschickt.«

»Wer ist wir?«

»Victoria und ich. Bis die U.S. Marshalls kommen, dauert es zu lange.« Noseworthy hob abwehrend die Hand. »Es war nicht nur meine Idee, sondern auch Victorias.« Hinter vorgehaltener Hand nuschelte er. »Wir haben ihn auf deinen Gaul gesetzt, weil er doch der schnellste ist.«

Während Jed sprachlos auf Josh starrte, gab Montoja Anweisungen an seine beiden Gefolgsleute. Die Mexikaner verständigten sich mit leisen Pfiffen untereinander. Überall aus den Gassen tauchten Montojas Männer auf, die von den beiden Adjutanten die Befehle entgegennahmen. Jed staunte über die Diszipliniertheit und wie die Mexikaner aufeinander eingespielt waren.

»Gehen wir in diesen Nugget Saloon«, forderte Montoja.

Noseworthy umklammerte seine Schrotflinte. »Ich jag den Galgenvögeln die Schrottkugeln in ihre verdammten Ärsche, dass es nur so pfeift«, murmelte er, während er neben Jed herlief. »Wie soll ich dich nennen, Sloan oder Jed? Jed, nicht wahr? Ist ja dein Name.«

Als kaum wahrnehmbare Schatten bewegten sich Montojas Männer durch die Straßen und Gassen. Welche Macht musste der Mann über seine Vaqueros haben, denen er blind vertraute.

Als ginge er zu einem Glas Whisky mit Freunden, schritt er ruhig dem Lärm des Saloons entgegen. Gegröle und das laute Geklimper auf dem Piano schlugen ihnen entgegen.

Montoja drehte sich zu Jed um. »Noch etwas, Senior Morgan. Ich habe meine Nichte zum letzten Mal gesehen, als sie ein kleines Mädchen war. Ich weiß nicht, wie sie aussieht«, sagte er leise.

Jed nickte nur. Montojas Adjutanten betraten als Erstes den Saloon und blieben beiderseits der Tür stehen, dann

folgten Montoja, Jed und Josh.

»He, ihr bleibt und feiert mit uns«, befahl ein Kerl mit dem Revolver in der Hand und zielte auf einige Cowboys, die rechts neben dem Piano saßen. Das waren rechtschaffene Weidereiter, die mit den Banditen, die an der Bar herumstanden, nichts zu tun haben wollten.

»Das ist Victoria«, presste Jed zwischen geschlossenen Lippen hervor. Er stand neben Montoja, der sich nichts anmerken ließ. Auch Jed blieb äußerlich ruhig, obwohl er dem Blondem an der Bar, der sich als Erbe ausgab, am liebsten an die Gurgel gesprungen wäre. Dieser schubste Victoria gerade in die Arme eines seiner Männer und rief: »Jeder darf mit meiner Braut tanzen.«

Der Mann, in dessen Armen Victoria gelandet war, lachte laut und drehte sich mit ihr im Kreis. In Victorias Augen stand pure Verzweiflung.

Wenn Jed sich nicht täuschte, war der Betrüger mit acht seiner Spießgesellen hier.

»Mexikaner, was wollt ihr denn hier?«, rief der Blonde ihnen entgegen. »Und der ehemalige Sheriff gibt uns ebenfalls die Ehre seines Besuchs.«

Die Bande grölte. Der Dunkelhaarige mit dem Stern an seinem Hemd grinste hämisch und leerte sein Glas Whisky.

Fünf gegen neun war nicht so schlecht, doch Victoria befand sich zu nah bei den Banditen. Auf einen Schusswechsel konnte es Jed nicht ankommen lassen.

»Lass die Frau los!« Montojas Stimme war nicht sehr laut, doch im Nu verstummte das Gelächter. Der Pianospielder, der mit dem Rücken zur Tür saß, klimperte noch einige Takte, dann merkte er, dass etwas nicht stimmte, und nahm seine Hände von den Tasten.

»Der verdammte Mex will uns was befehlen.« Es war Frank Bannister, der die Worte ausspuckte. Der Pianospie-ler flüchtete zum Barmann hinter den Tresen, wo sie beide in Deckung gingen. Bannister stieß sich vom Tresen ab und griff zum Revolver. Eine Kugel von Montojas Mann zu Jeds Linken erwischte ihn, bevor er ziehen konnte. Die Hölle brach los. Genau das, was Jed verhindern wollte, um Victoria nicht in Gefahr zu bringen. Sie wand sich in den Armen des Banditen, aber gegen seine Kräfte hatte sie keine Chance. Da hechtete einer der Cowboys beherzt zu ihr und zerrte sie mit sich. Beide landeten auf dem Boden. Die Cowboys, die mit der Sache nichts zu tun hatten, stürzten die Tische um und gingen dahinter in Deckung. Jed riss seinen Revolver hoch und schoss auf den mit dem Sheriffstern, der auf ihn zielte. Er spürte den Lufthauch der Kugel, die hinter ihm in die Tür schlug. Aus den Augenwinkeln gewahrte er, wie Montoja und seine beiden Männer sich bewegten, um nicht getroffen zu werden. Jed hörte Noseworthy schreien und riskierte einen kurzen Blick auf ihn. Josh lag am Boden, sein linkes Bein zuckte unkontrolliert, zwischen seinen Fingern, die er auf den Oberschenkel presste, quoll Blut hervor. Im Pulverrauch sah Jed, wie der Betrüger zu Boden ging, sich abrollte und in der Nähe der umgestürzten Tische landete. Er griff nach Victoria, trat einem Cowboy mit seinem schweren Stiefel an den Kopf, so dass der Junge nach hinten geschleudert wurde und liegen blieb. Er packte Victoria an den Haaren, zog sie hoch und hielt sie vor sich als Schutzschild. Den freien Arm legte er um ihren Hals und presste sie eng an sich, die andere Hand hielt den Revolver, den er ihr an den Kopf hielt. Die Mexi-kaner schienen es gleichzeitig wie Jed zu sehen, denn

schlagartig verstummt die Schüsse. Von den Banditen stand neben dem Betrüger nur noch einer mit einer leichten Verletzung am Arm. Die anderen waren entweder tot oder schwer verwundet.

»Wenn sich einer von euch rührt, jag ich ihr eine Kugel in den Kopf.« Der Blick des Blonden hatte etwas Irrsinniges an sich. »Wir verschwinden mit ihr und lassen sie später laufen. Wenn ich einen Verfolger sehe, wird sich die kleine Schlampe wünschen, nie geboren worden zu sein.« Er hielt ihr den Lauf der Waffe so fest gegen die Schläfe, dass Victoria schmerzhaft ihr Gesicht verzog. »Es liegt an euch. Nur an euch, ob die Kleine am Leben bleibt«, sagte er mit raselnder Stimme. »Gus, hol unsere Pferde. Bring sie zum Hinterausgang«, befahl er seinem einzigen verbliebenen Mann.

Der Angesprochene ging rückwärts zum Ausgang, den Revolver im Anschlag.

»Und ihr werft eure Waffen weg.«

Um ihn nicht unnötig zu reizen, kamen sie sofort der Aufforderung nach. Jed schielte zu Montoja, der mit ausdrucksloser Miene den Banditen beobachtete, als ginge ihn das Ganze nichts an. Seine Gelassenheit konnte Jed nicht teilen. Im Dunkel der Nacht würde der Bandit mit seiner Geisel verschwinden. Plötzlich erklang aus der Kehle des Banditen, der schon halb durch den Hinterausgang verschwunden war, ein gurgelnder Laut und er fiel zu Boden. Aus seinem Rücken ragte der Schaft eines Messers. Der Blonde machte eine halbe Drehung, um zu sehen, was hinter seinem Rücken vor sich ging. Die kurze Ablenkung nutzte Victoria, um sich aus seiner Umklammerung zu winden. Er sah seinen Fehler sofort ein, hob den Revolver

und schoss. Dort, wo Jed gerade noch gestanden war, schlug die Kugel in die Dielen. Jed hechtete nach vorne, wo sein Revolver lag. Die Verwundung schränkte ihn in seinen Bewegungen ein. In dem Augenblick, als er zu Boden stürzte, wusste er, dass er seine Waffe nicht erreichen würde. Er ignorierte den wahnsinnigen Schmerz in seiner Seite, zog das Messer aus dem Stiefelschaft und schleuderte es, ohne genau zu zielen. Der Blonde feuerte noch seinen Revolver ab, dessen Kugel an Jed vorbeisirrte, ohne jemandem zu schaden. Montojas Schuss traf ihn voll. Er war tot, noch bevor er zu Boden fiel. Jed quälte sich hoch.

Victoria flog in Montojas Arme. »Onkel Rodriguez«, flüsterte sie mit Tränen in den Augen.

»Muchacha, deine Nachricht und die Erzählungen des Boten haben mich sehr beunruhigt. Ich bin gerade noch rechtzeitig gekommen.«

»Danke, Onkel«, hauchte sie.

»Komm nach Hause«, forderte Montoja.

Sie drehte ihren Kopf zu Jed, der neben ihnen stand.

»Wenn du willst, ist dein Zuhause die Morgan Ranch. Ich kann nicht jeden Sonnabend nach Mexiko reiten, um dich zu besuchen und zu fragen, ob du mich heiraten willst.«

Jed grinste, als sie lächelte. Fast war der wilde Schmerz in seiner Wunde vergessen. Über Victorias Kopf traf ihn Montojas Blick, in dem er Einverständnis zu lesen glaubte. Sie nickten sich zu.

